

## **Diaspora und Identität**

Lakomäki (2014: 5 ff.) wertet die zahlreichen Wanderungen der am Ohio beheimateten Shawnee quer durch den gesamten Osten der heutigen USA als eine Form der Anpassung an die durch das Eindringen der Europäer geschaffenen Bedrohungen. Die immerwährenden Bekenntnisse der Shawnee, sich in Zukunft wieder zu vereinigen, sind für Lakomäki keine reinen Lippenbekenntnisse, sondern durchaus ernst gemeint, wie Bestrebungen zu mehr Kooperation nach dem Abzug Frankreichs zeigen. Dennoch blieben Zentralisierung und Fragmentierung in an verschiedenen Orten lebende lokale Gruppen als unterschiedliche Wege, das Überleben zu sichern, erhalten. Zwischen den einzelnen Gruppen sorgte Lakomäki (2014: 26 f., 31) zufolge ein Netzwerk aus gemeinsamen sozialen Beziehungen und religiöser Verbundenheit für die Aufrechterhaltung einer übergeordneten Identität. Selbst direkte Kontakte zwischen weit voneinander entfernt lebenden Gruppen waren möglich (Lakomäki, 2014: 33). Lakomäkis Beschreibung der Shawnee als einer Gesellschaft ohne einheitlichen Wohnort aber mit gemeinsamer Identität kann man durchaus als Skizzierung eines eigenen Gesellschaftstypus, den der Diaspora-Gesellschaft, verstehen. Daniel Cobb (in: Smithers und Newman, 2014) spricht auch dann von Diaspora, wenn die betreffenden Personen und Gruppen zwar nicht aus ihrer ursprünglichen Lebensumgebung geflohen sind, sich ihr gesellschaftliches Umfeld aber so sehr verändert hat, dass sie darin nicht mehr heimisch sind.

In letzter Zeit hat vor allem Gregory Smithers (2014, 2015) sich mit Fragen der Diaspora und der Identitätsbildung am Beispiel der ursprünglich in den südlichen Appalachen lebenden Cherokee auseinandergesetzt. Der Begriff der Diaspora ist für ihn eng mit dem Bewusstsein der in der Fremde lebende Menschen von ihrer eigenen Gruppe verbunden. Menschen, die sich kaum oder gar nicht kennen, können nur dann ein Bewusstsein von einer Zusammengehörigkeit entwickeln, wenn sie sich ihrer eigenen Identität sehr sicher sind und mit ihr über einen starken Rückhalt verfügen. Smithers (2015) schlägt einen großen Bogen, indem er auch die außerhalb Nordamerikas lebenden Cherokee in seine Untersuchung mit einbezieht und selbst bei einer solchen extrem weiten räumlichen Trennung noch ein gemeinsames Gruppenbewusstsein feststellen kann. Er warnt davor, indigene Gruppen voreilig als nicht mehr existent zu bewerten (Smithers, 2014: 6). Man versperre sich damit den Blick auf Aktivitäten, mit denen sich Indigene in die kolonialen Prozesse einbrachten. Um zu verstehen, wie Indigene unter dem Druck der kolonialen Ereignisse ein Bewusstsein von der Identität der eigenen Gruppe aufrecht erhalten konnten, müsse untersucht werden, welche Traditionen aus ihrem Herkunftsland sie dorthin mitnahmen, wohin sie die kolonialen Machtverhältnisse verschlagen hatten (Smithers, 2014: 4 f.). Der Begriff der Diaspora versuche, beide Aspekte, den

der indigenen Anpassungsleistungen und den der Beibehaltung traditioneller Werte, miteinander zu verbinden. Er stehe in der Tradition der „new social history“, die sich gegen eine Sichtweise wendet, die einen Gegensatz zwischen den „zivilisierten“ Europäern und den Indigenen konstruiert (Smithers, 2014: 8). Zudem sehe der Begriff Diaspora die Indigenen nicht nur als Opfer einer Entwicklung, die sie nicht beeinflussen können.

Das Bewusstsein von der eigenen Identität hängt sowohl von der eigenen Wahrnehmung als auch davon ab, wie andere einen wahrnehmen. Identität ist somit eine Folge der sozialen Interaktion eines Menschen und der sozialen Strukturen, innerhalb denen er lebt. Hieraus kann sich für Menschen in der Diaspora eine Wahrnehmung von zwei Heimatländern ergeben, das, in dem sie tatsächlich leben und das, das nur in ihrer Vorstellung besteht (Smithers, 2015: 20). Die Vorstellung von einem fernen Heimatland, in dem einst die Ahnen lebten, wird überall mit hingenommen, wo diese Menschen hinreisen oder wo sie sich niederlassen.

Als einen wichtigen Faktor, der das Bewusstsein von der eigenen Identität entscheidend prägt, erwähnt Smithers (2014: 11 f.) die Hybridisierung. Gemeint ist damit eine Vermischung europäischstämmiger und indigener Bevölkerungsteile sowohl in gesellschaftlicher als auch biologischer Hinsicht. Bei den Cherokee zum Beispiel waren es die Männer, die die Verteidigung der Siedlungen übernahmen, während die Frauen auf diplomatische Weise versuchten, einen Ausgleich zwischen streitenden Parteien herbeizuführen (Smithers, 2015: 31). Es liegt auf der Hand, dass die Untersuchung indigener Identitäten deutlich erschwert wird, wenn es zu einer Heirat eines Europäers mit einer indigenen Frau kommt. Hierdurch kann sich deren Geschlechterrolle und damit ihre eigene Wahrnehmung von ihrer Identität verändern (Smithers, 2014: 13). In matrilinearen Gesellschaften kann sie durch eine solche Verbindung ihre soziale Stellung verlieren. Ist sie nicht mehr in die traditionellen Strukturen eingebunden, dann kann sie auch nicht mehr ihre Rolle als Moderatorin ausüben. Da solche Mischehen zumeist aus europäisch-stämmigen Männern und indigenen Frauen bestanden, waren es in der Regel die Frauen, die durch sie einem besonders großen Veränderungsdruck sowohl durch ihre traditionelle Herkunftsgesellschaft als auch durch die koloniale Siedlergesellschaft ausgesetzt waren. Einige Missionare bei den Cherokee befürworteten solche Mischehen, weil sie sich dadurch Unterstützung bei dem Prozess dessen, was sie unter Zivilisierung verstanden, versprachen (Smithers, 2015: 68 f.). Es gab aber durchaus Vorbehalte sowohl bei den Indigenen als auch bei den Weißen. Die einen befürchteten, dass ihre Traditionen völlig verlorengingen, und die anderen, dass ihre Vorstellungen von Zivilisierung nicht wirklich umgesetzt würden (Smithers, 2015: 71 f., 75 f.).

Eng verbunden mit der Bedeutung der Mischehen für die Gruppenidentität ist die Frage, welchen Einfluss die Abstammung auf das Bewusstsein von Menschen ausübt, die weit verstreut voneinander leben. Reicht es, um das Bewusstsein von der eigenen Herkunft zu fördern, wenn die betroffenen Personen aus Erzählungen ihrer Vorfahren von ihrer Abstammung erfahren haben? Ist es für das eigene Bewusstsein von Bedeutung, wenn man weiß, welchen Anteil die Vorfahren des jeweiligen Elternteils zur eigenen Abstammung beigetragen haben? Die Beantwortung dieser Fragen ist nicht nur von der eigenen sondern auch von der Einschätzung anderer Menschen abhängig. Da man in jener Zeit glaubte, die Abstammung sei eine feste naturwissenschaftliche Größe und damit nicht veränderbar und auch nicht von den eigenen sozialen Beziehungen abhängig, spielte sie schon bald nach den ersten Kontakten von Indigenen mit europäisch stämmigen Menschen eine Rolle. Nach der staatlichen Anerkennung indigener Nationen hoffte man, mit ihr einen verlässlichen Maßstab zu haben, um die Berechtigung eines Antrags auf Bürgerschaft beurteilen zu können. Nach den Wirren des 19. Jahrhunderts musste sich die Nation der Cherokee vermehrt mit solchen Anträgen auseinandersetzen (Smithers, 2015: 189 – 193, 198 f.). Eine Kommission, die die Richtigkeit der zahlreichen Bewerbungen um eine Bürgerschaft in der Cherokee-Nation prüfen sollte, ging diese Problematik mit deutlich bürokratischen Maßstäben an, die sich neben einer nachweisbaren Abstammung auch noch auf den Wohnort der Antragsteller vor ihrer Vertreibung fokussierten. Die Kommission verließ sich allerdings nicht nur auf Abstammung und Geografie, sondern verlangte auch kulturelle Beweise wie die Sprache oder die Praktizierung des traditionellen Glaubens (Smithers, 2015: 203). Die Notwendigkeit, die vermutete Identität und damit die Zugehörigkeit zu einer indigenen Nation zu überprüfen, besteht auch heute noch. Sie ist vor allem in jenen indigenen Nationen der USA von großer Wichtigkeit, die noch nicht über eine staatliche oder bundesstaatliche Anerkennung verfügen wie die Nation der Natchez in Oklahoma. Hier kann die Anzahl der legitimen Bürger einer solchen Nation über die Anerkennung oder Ablehnung ihres Status als eigenständige Nation entscheiden. Die moderne Genetik mag vielleicht in absehbarer Zeit einen leichteren Nachweis der Abstammung möglich machen. Wie die Kriterien der Kommission zeigen, darf man aber nicht vergessen, dass die Abstammung nur ein Faktor ist neben einer ganzen Reihe weiterer Faktoren wie etwa denen, die das Bewusstsein auf Grund sozialer Beziehungen beeinflussen. Auch der Wunsch, die eigene Abstammung und mit ihr auch die eigenen kulturellen Traditionen zu verleugnen, um sich besser in die Mehrheitsgesellschaft integrieren zu können, wirkt sich prägend auf das Bewusstsein aus.

Die in den Jahren nach dem Bürgerkrieg zunehmende Bedeutung des Territoriums zur Klärung der Cherokee-Identität weist auf die Schwierigkeiten bei der Feststellung der Abstammung hin. Mit dem Territorium war sowohl die Heimat der Ahnen in den

südlichen Appalachen als auch das den Cherokee im Westen zugewiesene Land gemeint. Allerdings konkurrierten die Cherokee im Westen mit den in zunehmende Bedrängnis geratenen Plains-Indianern um Zugang zu einem Territorium, das eine relative Sicherheit für das eigene Überleben bot. Zu dieser Zeit stellten auch die Natchez einen Antrag auf Anerkennung als Bürger der Cherokee Nation (Smithers, 2015: 182). Mit dem stärker werdenden Andrang handhabte der Cherokee National Council die Zuweisung von Bürgerrechten immer restriktiver, da man ein Einsickern von Indigenen wie auch Weißen ohne wirkliche Cherokee-Identität befürchtete (Smithers, 2015: 183 f.). Mit der Verteilungspolitik, wie sie die US-amerikanische Regierung bis zur Administration Franklin Roosevelts betrieb, wurde die territoriale Integrität der Cherokee Nation ernsthaft bedroht (Smithers, 2015: 229 f.). Der Gemeinschaftsbesitz der Nation wurde zu großem Teil in indigenen Individualbesitz umgewandelt. Die Grundlage der politischen Einheit der Cherokee wurde dadurch dezimiert.

Das Vorhandensein eines eigenen Territoriums, auf dem die Ahnen über Generationen hinweg lebten und sich ihre Gräber befinden, kann man als eine Ausdrucksform indigenen Bewusstseins verstehen. Es macht einen Unterschied hinsichtlich des Einflusses, den das Land der Vorfahren auf das Bewusstsein der Lebenden ausübt, ob das Land verloren wurde und die indigene Gruppe mittlerweile in einer ganz anderen Region lebt oder ob es ihr gelang, die Heimat zu verteidigen und die Gruppe oder ein Teil von ihr auch heute noch dort lebt. Unterschiedlich geprägt wird das Bewusstsein von der Identität der Gruppe auch durch die Bedingungen, unter denen das Land verlassen werden musste. Handelte es sich um eine gewaltsame Vertreibung und eine aufgezwungene Zuweisung eines neuen Territoriums oder war es eine freiwillige Umsiedlung, bei der die neue Umgebung von den Betroffenen selbst ausgesucht werden konnte? Außerdem macht es einen Unterschied, ob die Diaspora-Existenz in dem Staat gefristet werden muss, innerhalb dem die Vertreibung erlitten wurde, oder ob die Diaspora in einem ganz anderen Staat erlebt wird.

Die Identität wird Smithers (2015: 16) zufolge außerdem durch die überlieferten mythologischen Erzählungen geprägt. Bei den Cherokee tauchen in diesen Erzählungen häufig Reisen, Ortswechsel und die Deutung geografischer Begrifflichkeiten auf. Auch diese Prägungen unterliegen Veränderungen. War ursprünglich die Rückkehr in das alte Heimatland fester Bestandteil der Cherokee-Mythologie, so kamen später Erzählungen über die Ansiedlung im Westen hinzu, die jetzt im Denken der Cherokee einen breiteren Raum einnehmen.

Die sozialen und politischen Strukturen einer Gesellschaft beschreibt Smithers (2015: 17 f., 32 f.) ebenfalls als auf die Wahrnehmung der eigenen Identität einflussnehmende Faktoren. Die Bauwerke und Städte der Cherokee beispielsweise

verbanden die sozialen Strukturen mit dem Land, auf dem sie errichtet waren. Innerhalb der Städte wurden die beiden sozialen Einheiten, die rote und die weiße Hälfte, von denen die eine für Krieg und die andere für Frieden zuständig war, organisiert. Die Südosten typischen Tempelhügel, um ein weiteres Beispiel zu nennen, erfüllten wichtige religiöse Funktionen und wirkten gemeinsam mit der Landschaft, in der sie standen, identitätsbildend. Entfernte man sich für längere Zeit von diesem Ort, so kehrte man doch immer wieder zurück. Die Bewertung der sozialen Strukturen im Denken der Menschen hängt wesentlich davon ab, welche Strukturen als geeignet für das eigene Überleben angesehen werden, in welchem Maße traditionelle Elemente mit modernen verflochten werden und welche Erwartungen die Mehrheitsgesellschaft mit ihnen verbindet. Die Verfassung etwa, die sich die Cherokee nach der amerikanischen Revolution gaben, nahm deutliche Anleihen bei der US-amerikanischen. Man kann sie auch als Reaktion auf den Druck ansehen, dem die Cherokee durch den Einfall der europäischen Siedler in ihr Land ausgesetzt waren. Es war der Versuch, sich der Lebensweise der Euro-Amerikaner anzupassen, um auf diese Weise als gleichberechtigt angenommen zu werden. Damit setzten sich die Macher der Verfassung aber auch der Gefahr aus, zwischen zwei Stühlen zu landen. Es dürfte kaum verwundern, dass der Siedlergesellschaft dieser Versuch nicht weit genug ging, und dass andererseits die konservativen Kräfte unter den Cherokee eine zu weitgehende Entfernung von den Traditionen befürchteten. Schlossen sich mehrere ethnische Gruppen unter dem kolonialen Druck zu einer kooperierenden Einheit zusammen, ein Vorgang, der im Südosten Nordamerikas häufig vorkam, so waren auch von einer solchen Umstrukturierung Einflüsse auf das Bewusstsein der Menschen der beteiligten Gruppen zu erwarten.

Mit den Strukturen veränderten sich auch die Autoritätsbeziehungen innerhalb dieser Strukturen. Leistungen und Funktionen, die an der Spitze der sozialen Hierarchie stehende Personen in den traditionellen Strukturen erbrachten, waren nicht immer unter den veränderten Bedingungen für das Wohlergehen und das Überleben der ethnischen Gruppen nötig oder hilfreich. Neue Leistungen waren jetzt gefragt, die nicht mehr von Personen erbracht werden konnten, die durch ihre Abstammung ihre Position erlangt haben, sondern von Personen, die auf Grund individueller Leistung für die Gruppe unentbehrlich waren. Das Ansehen sowohl der Personen, die nicht mehr an der Spitze der Hierarchie standen, wie auch das derjenigen, die aufgestiegen waren, wurde dadurch verändert. Damit dürfte sich auch deren Selbstverständnis verändert haben. Eine nachhaltige Auswirkung auf das Bewusstsein der ganzen Gruppe konnte die Folge sein.

Ein weiterer Identitäten formender und Identitäten am Leben haltender Faktor, den Smithers (2015: 21, 34 f.) erwähnt, sind die geschriebenen wie auch die mündlich weitergegebenen Erinnerungen. Sie haben für ihn mehrere Funktionen. Zum einen

berichten sie von der Herkunft ihres Volkes, dann sollten sie auch in der Fremde die eigenen Angehörigen immer daran erinnern zurückzukehren und schließlich unterstrichen sie die spirituelle Bedeutung der Heimat. Auch die Erlebnisse während einer Vertreibung und bei der Ansiedlung in einer neuen Region beeinflussen die Erinnerungen. Man darf davon ausgehen, dass dieser Einfluss umso nachhaltiger ist, je traumatischer die Erlebnisse waren. Smithers (2015: 112 f.) spricht davon, dass die Cherokee während ihrer Migration nicht nur schreckliche physische Leiden ertragen mussten, sondern wegen der Trennung von ihrem Herkunftsland mit seiner immer währenden Bedeutung als das Land der Ahnen auch noch psychischem Stress ausgesetzt waren. Eine Besonderheit im Südosten ist die Silbenschrift der Cherokee, mit deren Hilfe es möglich wurde, Erinnerungen unabhängig von Zeit und Raum festzuhalten. Smithers (2015: 82) sieht in ihr ein Medium, mit dessen Hilfe dem Cherokee-Verständnis von Politik und Geschichte Ausdruck verliehen werden konnte. Außerdem war es durch sie möglich, die Verfassung sowie aktuelle politische Ereignisse über Grenzen hinweg bekannt zu machen. Sie trug auf diese Weise zur Stärkung des eigenen Gruppenbewusstseins bei. Erinnerungen können täuschen und bei jeder Weitergabe verändert werden. Schriftliche Zeugnisse unterliegen dagegen in geringerem Maße unbewussten Veränderungen, und, werden sie bewusst vorgenommen, sind sie meist erkennbar und nachvollziehbar. Vor allem nach dem Bürgerkrieg setzten die Cherokee das Schreiben von Erzählungen und Erinnerungen als Mittel ein, die Identität der Nation zu stärken (Smithers, 2015: 177).

Eine der nachhaltigsten kollektiven Erinnerungen und vielleicht die bedeutendste Erzählung im gesamten Erzählgut der Cherokee ist die vom „Pfad der Tränen“ („Trail of Tears“). Hervorgegangen aus mündlich weitergegebenen Berichten wurde sie zu Beginn des 20. Jahrhunderts zum ersten mal unter dem Namen, unter dem sie bald landesweit bekannt wurde, schriftlich festgehalten (Smithers, 2015: 247 f.). In sie gingen zahlreiche Aspekte ein, die das kollektive Gedächtnis der Cherokee von ihre Geschichte in Zukunft prägen sollten (Smithers, 2015: 251 – 254). Neben der Darstellung der Leiden während des Marsches nach Westen sind die Vorstellung der Alten vom Untergang des eigenen Volkes nach dem endgültigen Verlassen der traditionellen Heimat und der Wunsch der Jüngeren, Halt in einer Stärkung der verwandtschaftlichen Bindungen zu suchen, die wichtigsten Bestandteile dieser Erzählung. Enthalten sind in ihr somit traditionelle Mythen, die während der Migration erlebten Entbehrungen und Erwartungen an die Zukunft. Da diese Erinnerungen erst Jahrzehnte nach der Vertreibung aufgeschrieben wurden, darf angenommen werden, dass Ereignisse auf der Flucht nicht im Detail von allen Beteiligten in der beschriebenen Weise geteilt werden, Not und Elend auf dem Weg nach Westen jedoch von allen erlebt wurden. Die Hoffnung auf und Ängste vor der Zukunft sind wahrscheinlich jener Teil der Erzählung, der am ehesten von aktuelle

Ereignissen, etwa der Landverteilungspolitik, beeinflusst ist. Von den über Jahrhunderte entstanden Mythen kann man dagegen vermuten, dass sie der stabilste Teil der Erzählung sind und ohne große Veränderungen durch die Erzählenden weitergegeben wurden.

Durch ihre Schrift waren die Cherokee gegenüber schriftlosen Gruppen in einer durchaus privilegierten Situation. Sie konnten nicht nur ihre Mythen und Erzählungen unvergänglich festhalten, sondern auch eine eigenständige Literatur entwickeln, die nicht auf die Übernahme der Sprache und Schrift der europäisch-amerikanischen Gesellschaft angewiesen war. Die Sprache konnte durch die Verschriftlichung sehr viel leichter weitergegeben werden als eine schriftlose Sprache. Sie geriet nicht in Vergessenheit und spielt auch heute noch in der Öffentlichkeit der Cherokee-Nation eine sichtbare Rolle. Da in die Sprache immer auch Traditionen eingehen, konnten mit dem schriftlichen Festhalten der Sprache die kulturellen Einflüsse, die die Sprache der Mehrheitsgesellschaft mit sich bringt, reduziert werden. Umgekehrt bedeutet das aber auch, dass Diaspora-Gemeinschaften, die nicht über eine eigene Schrift verfügen, sehr viel stärker den Einwirkungen der Sprache der Mehrheitsgesellschaft ausgesetzt sind und sich in allen Ausdrucksformen, die einer Sprache zur Verfügung stehen, deutlicher der Mehrheitssprache anpassen müssen.

Bedeutsam für das Bewusstsein von der eigenen Identität ist das Glaubenssystem (Smithers, 2015: 63 f.). Unter den Bedingungen des Kolonialismus konnte es zu Vermischungen traditioneller Glaubenselementen mit den Lehren christlicher Missionare kommen. Auf diese Weise wurde die Religion zu einem Vermittler und Bewahrer vorchristlichen religiösen Denkens unter einem christlichen Deckmantel. Probleme entstanden, wenn patriarchalisch orientierte Religionen auf matrilineare Strukturen trafen wie etwa im Falle des Christentums bei den indigenen Gesellschaften des Südostens. Bei den Cherokee wurde dieser Konflikt ähnlich wie bei nahezu allen Gesellschaften, die den christlichen Glauben übernahmen, zu Ungunsten der Matrilinearität aufgelöst (Smithers, 2015: 66). Viele unterschiedliche Auffassung zwischen Missionaren und Missionierten darüber, was unter dem Christentum zu verstehen ist, blieben jedoch bestehen und konnten sich so anders auf das Bewusstsein der Indigenen auswirken, als von den christlichen Predigern erhofft und erwartet.

Wie sich an den strukturellen Veränderungen und an der Christianisierung zeigt, bringt die Vermengung traditioneller mit aufgezwungenen, aus Europa stammenden Kulturelementen tiefgreifende Einschnitte in die indigenen Gesellschaften mit sich. Die traditionellen Identitäten geraten in einen Konflikt mit den modernen. Einerseits sind die indigenen Gesellschaften natürlich bestrebt, ihre vertrauten Traditionen aufrecht zu erhalten, andererseits beanspruchen die neuen Mehrheitsgesellschaften

für sich das Recht zu bestimmen, dass ihre kulturellen Gewohnheiten übernommen werden, am besten dadurch, dass sich die Ursprungsbevölkerung möglichst weitgehend an die neuen Verhältnisse anpasst. In welchem Ausmaße dieser Prozess erfolgreich ist, hängt von sehr vielen Faktoren ab. In erster Linie muss das Vorgehen der Kolonialmächte genannt werden, von wie viel Gewalt es begleitet wird oder ob es einer gewissen Freiwilligkeit Raum lässt. Es ist unter anderem von der ideologischen Einstellung der Eroberer und der Mehrheit der Kolonialbevölkerung gegenüber den Einheimischen abhängig. Umgekehrt muss die Effektivität der Reaktionen der Indigenen auf den Druck von außen beachtet werden. Schotten sie sich, so weit es geht, gegenüber den äußeren Pressionen ab bis hin zu gewaltsamen Abwehrmaßnahme oder zeigen sie eine Art von Offenheit ihnen gegenüber. Eine solche Abschottung kann sich auch gegen andere Schutz suchende indigene Gruppen richten. Andererseits können Fusionen mit anderen Gruppen auch eine willkommene Unterstützung sein. Einheitliche Antworten auf den Anpassungsdruck haben besserer Erfolgsaussichten als uneinheitliche. Die Festigkeit des Gruppenbewusstseins etwa durch Praktizierung der Traditionen und gemeinsamer Zeremonien stärkt den Zusammenhalt gegen äußere Zwänge. Ein geschickter oder auch ungeschickter Umgang mit den Kolonialmächten kann über Erfolg oder Misserfolg der Bestrebungen nach Selbständigkeit entscheiden. Wenn die traditionellen Verhaltensweisen unter den veränderten Bedingungen vorteilhaft sind für das Leben in den kolonialen und nachkolonialen Zeiten, haben sie eine größere Überlebenschance, als wenn sie unvorteilhaft sind. Eine erfolgreiche Teilnahme an den kapitalistischen Wirtschaftsweisen kann sogar die indigene Gruppenidentität und selbst ihre eigene Sprache stärken.

Die vorherrschenden ideologischen Vorstellungen in den europäisch stämmigen Mehrheitsgesellschaften haben unmittelbare Auswirkungen auf das Handeln der kolonialen Behörden und Verwaltungen in den neuen Staaten. Es gab Zeiten, in denen die Bevölkerung in den eroberten Gebieten als primitiv angesehen wurde, der sogar das Menschsein abgesprochen wurde. Entsprechend grausam konnte das Verhalten ihr gegenüber ausfallen. Dann wieder wurde unterstellt, die Gesellschaften in den Kolonien und danach auch in deren Nachfolgestaaten seien noch zurückgeblieben und müssten mit Hilfe der neuen Machthaber angelehrt werden. Man sah sich gewissermaßen als Heilsbringer, der die Zivilisation bringt. Entsprechend wurde die Sprachregelung dahingehend beeinflusst, wonach das eigene Verhalten nur darauf ausgerichtet sei, das Beste für die Urbevölkerung zu wollen. Beide Sichtweisen sind gleichermaßen falsch und wirken sich gleichermaßen nachteilig auf das Bewusstsein der abhängigen ethnischen Gruppen aus. In den USA wurde eine das Selbstbestimmungsrecht der Indigenen berücksichtigende Politik erst im 20. Jahrhundert unter der Nixon-Administration eingeführt. Bis dahin wollte man die indigenen Gruppen entweder in die ihnen zugewiesenen Territorien zwingen und



möglichst wenige Personen als US-Bürger anerkennen oder aber die Angehörigen dieser Gruppen nötigen, sich als anerkannte US-Bürger in die Mehrheitsgesellschaft einzufügen und ihr Land zu verlassen. Damit einher gingen stereotype Erwartungen der Mehrheitsgesellschaft, die ausschließlich die Sichtweise der europäisch-amerikanischen Bevölkerung nicht aber die der Urbevölkerung wider gaben. Die Mehrheitsmeinung kannte nur „die“ Indianer nicht aber die zahllosen unterschiedlichen Sprach- und Gesellschaftsgruppen, die sich quer über den gesamten nordamerikanischen Kontinent verteilten und meistens nichts miteinander zu tun hatten oder auch nur ihre Sprachen gegenseitig verstanden. Das umfassende kulturelle Verständnis der modernen Gesellschaften und der modernen Staaten stand dem der einzelnen indigenen Gruppen konträr entgegen. Das politische Handeln war darauf ausgerichtet, die Identität der verschiedenen ethnischen Gruppen durch politische Entscheidungen festzulegen, im Verwaltungshandeln spiegelte sich diese Haltung in dem Versuch wider, diese Gruppen möglichst einheitlich zu behandeln. Wie sehr diese Auffassung von einer einheitlichen Urbevölkerung auf das Bewusstsein auswirkte, lässt sich gut daran ablesen, dass auch die Indigenen selbst sich diesem Bild anschlossen, indem sie übergreifende Organisationen wie den „American Indian Congress“, die „Association of American Indian Affairs“ oder die Widerstandsbewegung „American Indian Movement“ gründeten. Die ideologische Sichtweise der Weißen paarte sich dabei mit der pragmatischen Absicht, eine umfassende und damit schlagkräftige Bewegung entstehen zu lassen.

Auch soziale Identitäten können sich verändern. Eine Veränderung der sozialen Identität zeigt das Beispiel der Seminolen, bei denen befreite afrikanische Sklaven, die in eigenen Gemeinden lebten, sich selbstbewusst als „die“ Seminolen bezeichneten (Smithers, 2014: 14), obwohl es noch zahlreiche weitere Menschen gab, die sich mit Recht den Seminolen zurechnen duften. Ein ähnlicher Vorgang konnte im Zusammenhang mit dem Begriff „rot“ beobachtet werden, indem Indigene sich ganz selbstbewusst von den Weißen als rot oder roter Mann abgrenzten.

Die Faktoren, die das Bewusstsein und die Identität prägen, wirken in unterschiedlichem Maße und auf unterschiedliche Weise. Die traditionellen Verhaltensweisen und die alten Mythen sind wahrscheinlich die Faktoren, die am nachhaltigsten eine Diaspora-Gesellschaft beeinflussen und auch bei allen Menschen, die sich der selben Gesellschaft zurechnen, in gleicher Weise wirken. Die Art der Erinnerungen an die Vertreibung und an die Leiden während der Vertreibung dürften in allen Teilen einer Diaspora-Gesellschaft die gleiche sein. Jedoch werden die Personen und Familien, die die Migration nicht als gewaltsam erlebt haben oder in ihrem ursprünglichen Heimatland geblieben sind, eine andere Erinnerung haben als die, die schlimm leiden mussten. Erinnerungen, die nicht einer solchen traumatischen Prägung wie die an die Vertreibung unterlagen, sind wahrscheinlich stärker verblasst,

sofern sie nicht durch schriftliche Aufzeichnungen oder durch ein bewusstes Weitererzählen von Generation zu Generation festgehalten wurden. Eine lange anhaltende Wirkung können auch die Glaubensvorstellungen entfalten. Ihre Wirksamkeit hängt maßgeblich davon ab, ob sie auch praktiziert werden. Bei der Abstammung muss man in Betracht ziehen, welchen Einflüssen eine über viele Generationen reichende Ahnenreihe ausgesetzt war. Einflüsse von außerhalb der jeweiligen Diaspora-Gesellschaft relativieren die Bedeutung der Abstammung. Hinzu kommt, dass in indigenen Gesellschaften, in denen sich europäische Einflüsse noch nicht manifestiert haben, die verwandtschaftlichen Beziehungen nicht nach biologischen Regeln geordnet werden. Inwieweit die traditionellen Verwandtschaftsbeziehungen in nicht an die Verwandtschaft gebundenen Gesellschaften noch von Belang sind, muss im Einzelfall geklärt werden. Außerdem ist deren Bedeutung sehr von der Einschätzung der nicht in Diaspora lebenden sozialen Umwelt abhängig. Politische und soziale Strukturen müssen gelebt werden, um Einfluss auf die Identität einer Gruppe ausüben zu können. Am ehesten darf man das bei an die Verwandtschaft gebundenen Strukturen erwarten. Traditionelle politische Strukturen sind in der Diaspora nicht oder nur mit großen Mühen aufrechtzuerhalten. Die deutlichsten Unterschiede in einer über viele Regionen verbreiteten Gesellschaft entstehen durch Einwirkungen seitens der Gesellschaft des gastgebenden Landes. Eine soziale Umgebung, die autoritär organisiert ist, wird bei Migranten eine andere Wirkung hinterlassen als eine, die demokratisch legitimiert ist. Eine sozial durchlässige Hierarchie bietet andere Zukunftschancen als ein wenig durchlässiger Gesellschaftsaufbau. Die politischen Absichten der jeweiligen Regierungen hinterlassen ebenfalls Spuren. So macht es einen Unterschied, ob versucht wird, die Migrantinnen und Migranten in die Mehrheitsgesellschaft zu assimilieren oder ob ihnen weitgehende Autonomie gewährt wird. Diese Einflüsse wirken ihrerseits zurück auf die traditionellen Prägungen des Identitätsbewusstseins. Die genannten Einschätzungen zeigen, dass es grundlegende Einflüsse auf die Identität einer Diaspora-Gesellschaft gibt, die unabhängig vom jeweiligen Wohnort gleichartig wirken, und, dass es Divergenzen gibt, die sich aus der räumlichen und auch der langen zeitlichen Trennung herleiten lassen.

## Literatur

Lakomäki, Sami:

Gathering Together: The Shawnee People through Diaspora and Nationhood.

New Haven 2014.

Smithers, Gregory D. (ed.):

Native Diaspora.

Lincoln 2014.

Smithers, Gregory D.:

The Cherokee Diaspora: An Indigenous History of Migration, Resettlement, and Identity.

New Haven 2015.

Smithers, Gregory D. und Brooke N. Newmann (eds.):

Native Diasporas.

Lincoln, London 2014.

## **Autor**

Karl-Hermann Hörner, Dipl.-Soziologe, Lehrer a. D. für Sozialkunde und Geschichte,  
ehem. Verlagsmitarbeiter, studierte Soziologie,  
Ethnologie/Sozialanthropologie und Geschichte an der  
Goethe-Universität Frankfurt/M.